Sächsische Arbeiter-Zeitung

Expedition: Gerbergasse 1. Geöffnet v. 8 Uhr Morgens b. 8 Uhr Abends. Telephon-Anschluß Nr. 1759, Amt I.

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Gerbergasse 1. Sprechzeit nur von 12—1 Uhr Mittags.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung" erscheint wöchentlich sechsmal; Sonnabends mit dem Beiblatte „Nach der Arbeit". Preis monatlich 60 Pf., Bringerlohn 20 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M. 40 Pf.

Nr. 261. | Anzeigen die 6gespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. | Dresden, Dienstag den 10. November | Auf Anzeigen gewähren bei mehrfacher längerer Wiederholung Rabatt | 1891.

Zur Lage der Arbeiter in Italien.

Vor etwa fünfzig Jahren machten sich in England die Folgen der kapitalistischen Entwicklung auf die Arbeiterklasse in einer Weise geltend, daß genaue Beobachter, und selbst sogar bürgerliche Preßorgane, wie die „Times" die Meinung aussprachen, in allernächster Zeit werde der Ruf: „Krieg den Palästen, doch Friede den Hütten!" im ganzen Lande ertönen. Bei der damaligen sächerlichen Lage der Arbeiterklasse hielt selbst die englische Bourgeoisie eine gewaltsame Erhebung derselben in nächster Zeit für unabwendbar.

Der Widerstand der englischen Arbeiterklasse und ihre Organisationen und besonders auch gewisse Erscheinungen wirthschaftlicher Art, die mit dem Uebergewicht Englands auf dem Weltmarkte und mit der riesigen Prosperität dieses Landes zusammenhängen, haben die Lage der englischen Arbeiterklasse in etwas gemildert und das Aergste wurde vorläufig abgewendet.

Was sich in England zu Anfang der kapitalistischen Entwicklung zeigt, der furchtbarste Druck nämlich auf die arbeitenden Massen und die abscheulichste Degeneration derselben, das zeigte sich auch in allen andern Ländern mit dem Beginn der kapitalistischen Aera. Die Ausbeutungssucht und die Prosperität des Bürgerthums ist unersättlich, und die Arbeiterklasse hat sich anfänglich noch nicht oder doch noch nicht genügend zum Widerstande zusammengefunden. Der Kapitalismus findet noch keine Schranken in dem Kampfe der Arbeiter. Daher die fürchterlichen Erscheinungen von Massenelend, welche alle Länder aufweisen, sobald der Kapitalismus seinen Einzug darin gehalten hat.

Auf diese Weise der industriellen Entwicklung steht heutigen Tages **Italien**. Die nationale Zusammenfassung des Landes kam mit jener des deutschen Reichs zum Abschluß, aber es fehlte daselbst der befruchtende Regen der französischen Milliarden, die in Deutschland die industrielle Entwicklung ungemein förderten. Auch sonstige Umstände ließen Deutschland einen großen Vorsprung gewinnen, und während der Kapitalismus von Letzterem vollständig Besitz genommen hat, ist er in Italien erst in langsamem Vorschreiten begriffen.

Die Lage der italienischen Arbeiter zeigt daher viele Aehnlichkeit mit jener der englischen Arbeiter vor fünfzig Jahren. Ein ultramontanes Wiener Blatt, das „Vaterland", veröffentlicht darüber folgende Angaben:

Die Lage der italienischen Arbeiter läßt sich kaum mit Worten schildern: dieselbe dürfte, was Lohnverhältnisse, Nahrung, Kleidung, Wohnung betrifft, in keinem Lande der Welt ärger sein. Wir beschränken uns auf einen einzigen Beleg. Fürst Hugo Boncampagni veröffentlichte in der „Rassegna Italiana" (Oktober 1884) einen „Essay über die Gemeindefinanzen von Rom und deren soziale Wirkungen", in welchem er beweist, daß die arbeitende Klasse in Rom in Betreff der Theuerung und Beschaffenheit der Wohnräume unter jener von Paris steht, und aus den Lohnverhältnissen Schlüsse zieht auf die Dürftigkeit der Lebensführung dieser Bedauernswerthen. Drei Fünftel aller Arbeiter verdienen einen Tagelohn von Lire 1,75 bis Lire 2,55 (35—51 Cts.), ein Fünftel Lire 3 (60 Cts.), vom letzten Fünftel zwei Drittel Lire 3 50 (70 Cts.) und ein Drittel Lire 5 (Fr. 1,00) und darüber. Also von 100 Arbeitern hatten etwa 13 einen halbwegs anständigen Tagelohn. Seitdem haben sich aber nicht nur die Löhne vermindert, sondern viele Tausende Arbeiter schleppen — vorzüglich infolge des Bankrotes — beschäftigungslos ein unsäglich trauriges Dasein hin.

Kaum minder schrecklich ist das Loos der Landbevölkerung, d. h. der kleinen Pächter und der ländlichen Tagelöhner. Beweis dessen das riesige Umsichgreifen der Pellagra, d. h. der Hungerkrankheit. Im Jahre 1850 zählte man in der Lombardei 20,000 an dieser Krankheit Leidende; jetzt sind es deren 100,000; auf der ganzen Halbinsel sind 500,000 mit dieser Krankheit behaftet. Professor Lombroso versicherte schon vor Jahren, daß in der so fruchtbaren lombardischen Ebene Tausende von Landleuten nur einmal im Jahre Fleisch essen; jetzt denken die Leute überhaupt nicht mehr an Fleisch, sie wären mit der rohesten Polenta zufrieden.

Laveleye erklärt, das von ihm in Italien vorgefundene Elend sei so schauerlich und unbeschreiblich, daß er es nur mit dem Schicksale der egyptischen Fellah vergleichen könne, die ihrerseits ärger daran seien, als die Negersklaven.

Vervollständigen wir das düstere Gemälde noch durch einige bezeichnende Züge. Die Flecken und Dörfer Toskanas sind voll von Miethsleuten, die von Feldarbeit leben und selten einen Taglohn von 1,20 Lire (30 Cts.) erreichen. Die im Sommer durch vierzehn Stunden täglich in den Seidenspinnereien arbeitenden Weiber verdienen kaum 85 Centesimi (17 Cts.). In der schlechten Jahreszeit ist die Noth solcher Familien oft so groß, daß manche das Gras der Weiden mit dem Vieh theilen. Der Pfarrer eines großen Fleckens in der Provinz Florenz erzählte einem Gewährsmann der „Civiltà Cattolica", daß dort 800 Personen des Morgens aufstehen, ohne zu wissen, wovon sie den Tag über leben sollen. Viele von ihnen fristen das Leben von mehr oder weniger euphemistisch verkleideten Felddiebstählen. Es giebt eine Gegend, wo diese Lebensweise zu einer Art Profession ausgebildet ist, deren Mitglieder barulli heißen, des Nachts in irgend einer Behausung sammt einer Schaar Kinder schlafen und unter Tags, nach Möglichkeit fouragirend, durch die Felder streifen. Ein reicher Gutsbesitzer war genöthigt gewesen, einen dieser barulli hinter Schloß und Riegel bringen zu lassen, weil er sein Handwerk gar zu ungescheut ausübte. Als der Grundbesitzer sich nach Verlauf einiger Zeit in Geschäften nach Rom begeben hatte, wurde er plötzlich auf der Straße von einem bürgerlich gekleideten, mit einem Ueberrock angethanen und einen Zylinderhut tragenden Mann angehalten. — „Er, kennen Sie mich nicht, Herr Kavaliere? Ich bin der N." rief er. Und es war wirklich derselbe barullo, wie er lebte und leibte. — „Wie! Du bist hier?" fragte der Edelmann. — „Ja, ich befinde mich in Rom." — „Und so gekleidet?" — „Warum nicht? Ich habe jetzt eine Anstellung bei der Regierung." — „Eine Anstellung? Was für eine?" — „Die eines Vertreters des römischen Volkes." — „Was Du sagst!" — „Ich bekomme täglich zwei Lire, um die Demonstrationen für den König zu machen, wann er ankommt, abreist, vorüberfährt oder auf den Balkon des Quirinals gerufen wird." — Der Edelmann war wie versteinert und rief dann aus: „Armes römisches Volk, wie schön wirst Du an der Nase geführt!"

Ist es ein Wunder, wenn bei solchen Zuständen die Arbeiter Italiens hunderttausendweise auswandern und sich eine neue Heimat suchen!? Ist es ein Wunder, wenn die Armen, die aus Mangel an Mitteln zurückbleiben müssen, in blutigen Excessen Befriedigung ihres Hasses suchen!? Ist es ein Wunder, daß die italienischen Arbeiter, die in ihrer Heimath nichts als Entbehrung und nichts als Elend kennen gelernt, im Auslande den Arbeitern anderer Nationen den Lohn herabdrücken, weil sie in ihrer „verdammten Bedürfnißlosigkeit" mit weniger auszukommen vermögen, als jene!?

Italien hat keine Aussicht auf einen wirthschaftlichen Aufschwung, wie ihn das England der vierziger Jahre sah. Wer weiß, wie bald deshalb das „Krieg den Palästen, doch Frieden den Hütten", allgemein der Kriegsruf des italienischen Proletariats sein wird!

Zur Tagesgeschichte.

Deutsches Reich.

Dresden, 9. November.

— **Konservative Blätter**, „Leipziger Ztg." und „Vaterland" machen darauf aufmerksam, daß die „Sächs. Arbeiter-Ztg." über den freisinnigen Wahlsieg in Stolp-Lauenburg ihre Freude ausgesprochen habe, weil die Agitation der Freisinnigen doch nur eine Vorarbeit für die Sozialdemokratie in solchen Kreisen sei, wo diese augenblicklich noch nicht hinein dringen könne. Jene Blätter scheinen daraus eine gewisse Einigkeit zwischen Freisinn und Sozialdemokratie herausdemonstriren zu wollen. O nein, wir danken bestens. Ebenso gut könnten die Freisinnigen gelegentlich sagen, die Konservativen und Sozialdemokraten stecken, wenn man genau zuschaut, unter derselben Decke; denn sicher leisten häufig auch die Konservativen die Vorarbeit für uns Sozialdemokraten. Man denke nur, um ein recht deutliches Beispiel anzuführen, an die Kaiserlichen Erlasse, die den Freisinnigen ein Dorn im Auge waren, von den Konservativen als Lösung der sozialen Frage gepriesen wurden und Vortheile schufen einzig für die Sozialdemokratie. In gewisser Beziehung sind also alle heutigen politischen Parteien „Vorurtheil" der Sozialdemokratie, nicht ihren Thaten nach, sondern nach ihren schönen Worten, die sie dem Volke vormachen. Das liegt ja auch ganz in der Natur der Sache und kann garnicht anders sein. Die Freisinnigen bereiten uns den Boden, indem sie — freilich meist in ganz unanständiger und feiger Haltung — die politische Bevormundung, das feudalistisch-agrarische Patriarchenthum bekämpfen; und die Konservativen wirken für uns, ohne es zu wollen natürlich, indem sie das Manchesterregiment, die Börsenjoberei bekämpfen. Dabei kommt der geringe Grad von Ueberzeugungstreue und Ehrlichkeit, mit dem diese Parteien kämpfen, garnicht in Betracht. Die Hauptsache ist, daß sie in dem angegebenen Sinne Propaganda machen. Sobald nun das Volk nach den schönen Worten auch einmal Thaten sehen will, dann sitzen die feinen Leutchen fest und als lohnender Dritter kommt nun an die Reihe — die Sozialdemokratie. So geht's auch den Freisinnigen in Stolp-Lauenburg; die Noth, hauptsächlich durch die Getreidezölle hervorgerufen, trieb ihnen die Bauernbevölkerung in die Arme, aus denen sich dieselbe wieder loswinden wird, sobald auch die Freisinnsversprechungen sich als ebenso nichtig gezeigt haben werden wie bisher die konservativen Verheißungen. — Bei dieser Gelegenheit findet es die „Leipz. Ztg." interessant, daß die „Sächs. Arb.-Ztg." meint, durch die Aufhebung der Zölle werde die Noth der Landbevölkerung nur um ein winziges abnehmen, der Gesammtdruck der agrarischen Ausbeutung aber werde nach wie vor bestehen bleiben. „Ist das bessere Einsicht, so fragt die „Leipz. Ztg.", oder ist das Wort nur ans Versehen entschlüpft?" Das „Versehen' scheint aber auf Seiten des Regierungsblattes zu liegen, denn es ist niemals von uns behauptet worden, daß die Aufhebung der Getreidezölle das Ende des sozialen Elends bedeutet. Es zeugt auch keineswegs von Einsicht, wenn die „Leipz. Ztg." irgend einem Sozialisten zutraut, daß er in der Aufhebung dieser Zölle mehr als eine kleine Abschlagszahlung erblicken könnte. Die Herren scheinen eben wieder einmal während unserer Kornzollagitation im Schlafe gelegen zu haben, sonst könnten sie solche Frage nicht stellen.

— **In einem „Epilog zum Erfurter Parteitag"** sagt die „Kreuzzeitung":

Mehr als zwei und ein halb hundert Delegirte als Vertreter von 1½ Millionen Genossen versammelt; eine Jahreseinnahme von 224,000 M.;

Feuilleton.

[Nachdruck verboten.]

Sonderbare Schwärmer.

38] Roman von **Max Kretzer.**

Ritter war einen Moment starr. Mechanisch nahm er den Brief und hörte dann, wie die Thür vor ihm ins Schloß geworfen wurde. Was soll das heißen? Im ersten Moment war er geneigt, Alles für Scherz zu halten. Er wollte noch einmal klingeln, und ohne auf das Mädchen wieder Rücksicht zu nehmen, direkt zu Frau Holtzig gehen, um sie um eine Erklärung zu bitten. Aber der Stolz hielt ihn davon ab. Wie er wieder auf die Straße kam, wußte er nicht. Sein Blut wallte stürmisch, sein Kopf glühte. Mißtrauisch wie alle Verliebten, stellte er alle möglichen und unmöglichen Kombinationen auf und die Eifersucht, die sich an jeden geringsten Verdachtsmoment mit Krallen anzuklammern pflegt, ließ ihn sogleich an Deinen Feigenkohl denken. Er trat in ein Haus und riß das Kouvert von Klaras Brief auf. Aber als er las, war es ihm, als dränge alles Blut nach seinem Herzen und hätte den Schlag desselben stocken gemacht. Der Brief lautete:

Lieber Reinhard!

Wir dürfen uns nicht wiedersehen; auch hat mein Vater mir streng verboten, fernerhin an Dich zu schreiben. Aus uns kann ja doch kein Paar werden. Ich komme immer mehr zu der Einsicht, daß ich zu einem Idealisten, wie Du einer bist, durchaus nicht passe. Du wußt ja, wie lebenslustig ich bin. Und dann hatte ich auch nie erwartet, daß Du so wenig aufrichtig gegen mich sein würdest. Mein Vater hat mir erzählt, was für eine untergeordnete Stellung Du bei Reteff einnimmst, [illegible] ich Dich, wenn auch nicht in glänzenden, so doch in einer [illegible] als Schriftsteller glaubte. Willst Du Deine Briefe zurück haben, so brauchst Du mir nur die meinen zu senden. Dir alles Glück wünschend

Klara Holtzig.

P. S. Mein Vater wird ebenfalls an Dich schreiben.

Er las den Brief zweimal, er las ihn zum dritten Male. Er wandte ihn nach allen Seiten, ob er nicht noch eine zweite Nachschrift fände, die ihm die Gewißheit gäbe, daß die Zeilen auf der ersten Seite nur eine Täuschung seien, aber nein — vergebens. Das hatte sie wirklich geschrieben, sein Auge täuschte sich nicht. Das war ihre leichte zierliche Handschrift, über deren Schönheit er sich so oft gefreut hatte und die er unter tausend Anderen sofort erkannt hätte. Er faßte sich an der Stirn. Es war ihm, als wenn ein Flor vor seinen Augen läge und zudem der unerwartete Eindruck des Geleienen anfing, ihm die Sinne zu benehmen. Diesen Brief hatte dasselbe Mädchen geschrieben, das in einem Dutzend anderer Schreiben ihm von ewiger Treue sprach und seine Liebe in glühenden Farben schilderte? Dasselbe Mädchen, für das er mit einem Gebet Nachts die Augen geschlossen, wenn die Müdigkeit nach Stunden einsamer Arbeit ihn übermannt hatte, dasselbe Mädchen, das er sich erringen wollte durch eigene Kraft und eigenen Fleiß, um dessent willen er sich rastlos gemüht und sein Herz gemartert hatte?

Wenn er nicht an sich selber und an der Welt irre werden wollte, dann mußte er Gewißheit haben, ob das Ganze nur ein Spiel der Hölle oder eine Ausgeburt seiner eigenen Phantasie war. Vielleicht traf er sie beim Nachhausegehen? Er mußte sie heute noch sprechen oder er wußte nicht was er ihun würde. Er durchirrte die nächstgelegenen Straßen, wie Jemand, der nicht mehr weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll, und dem sein nächstes Ziel so gleichgiltig ist, wie sein ganzes ferneres Schicksal.

Er sah die Menschen nicht, die an ihm vorbeiströmten, er hörte nicht, was sie sprachen, er hörte auch nicht das Rollen der Wagen, er vernahm nur ein dumpfes Getöse. Er schämte sich vor sich selbst wegen dieser Abfertigung und doch drang es ihm heiß nach der Stirn bei dem Gedanken, daß er das um alles Andere in der Welt verdient haben könnte, nur nicht um sie. Im nächsten Augenblick loderte es in ihm auf, als er daran dachte, daß Feigenkohl der Begünstigtere sein könne, und wie in einer Kette Glied an Glied sich fügt, so fand sein wie rasend arbeitendes Hirn fortwährend neue Anhaltepunkte, die ihm wie eine Bestätigung seines Verdachtes erschienen. Unlängst war Klara's Geburtstag gewesen. Er hatte ihr nur ein einfaches Bouquet weißer Kamelien geschenkt, aber was ihm sonst nie aufgefallen wäre, daran dachte er jetzt: sie hatte an jenem Abend fortwährend von einem prächtigen Kollier geschwärmt, das ein Freund ihres Vaters ihr geschenkt hatte; sie hätte es schon gesehen, aber sie wollte in der Mitte statt eines grünen Steines einen rothen haben, deshalb müßte das Geschenk noch einmal zum Juwelier wandern. Wie der Blitz kam Ritter der Gedanke, dieser „Freund des Vaters" könne Feigenkohl sein.

Wo mochte Klara jetzt sein? Vielleicht war sie gar mit Feigenkohl ausgegangen? Der Doktor konnte ja immer über seine Zeit verfügen. Schon der bloße Gedanke daran hätte Ritter um den Verstand bringen können. Es wurde dunkel, die Laternen brannten bereits und noch immer ging er die Straße auf und ab, ohne ihr zu begegnen. Endlich ging er auch wieder bei Holtzigs Haus vorüber.

Er sah, daß Licht angezündet war und daß eine schlanke Gestalt gerade das Rouleaux herunterließ — er erkannte Klara. Also war sie nach Hause gekommen, ohne daß er sie getroffen hatte. Vielleicht war Feigenkohl auch wieder oben? Der Kronleuchter brannte und das war immer das Zeichen, daß Besuch in der Familie war. Er mußte Klara heute noch sprechen; er stellte sich unter eine Laterne und schrieb ein paar Zeilen auf eine Karte:

„Klara — ich habe Deinen Brief gelesen. Ich muß Dich heute noch sprechen, oder ich thue etwas, was Gott mir vielleicht verzeihen wird. Komme auf wenige Augenblicke herunter, ich erwarte Dich.

Reinhold."

Er übergab die Karte einem Dienstmann.

Wenige Minuten vergingen und er bekam die Antwort: Die junge Dame könne heute nicht mehr kommen, sie werde aber schreiben.

Es war nie elendeste Minute in Ritters Leben, als er diese Antwort erhielt, denn sie gab ihm die Gewißheit, daß der Brief ernst gemeint war. So wahnsinnig liebte er das Mädchen, so fest hatte er auf seine Treue gebaut, daß ihn bei dieser Nachricht fast die Kräfte verließen.

Ueber eine Stunde noch irrte er in der Nähe umher, stand vor dem Hause still oder starrte zu den erleuchteten Fenstern empor, hinter denen Die jenige vielleicht gerade mit einem Andern kokettirte, deren Liebe zu besitzen er gewöhnt hatte. Endlich wankte er nach Hause. Dort angelangt, schloß er sich in sein Zimmer ein.

Er hörte das silberhelle Lachen Willys und Lenchens über den Flur herüberschallen, und die Fröhlichkeit der guten Kinder gab ihm einen neuen Stich ins Herz. Vielleicht lachte auch sie jetzt gerade so, während er nahe daran war, den Glauben an die Menschheit zu verlieren. Als er die Lampe anzündete, fiel sein Blick auf einen Brief, zitternd vor Aufregung erbrach er ihn und las:

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-18911110/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG